

„Die Lust am Repräsentieren kommt zurück“

Die beiden Architektinnen des Düsseldorfer Büros Nidus entdecken vergessene Häuser und schenken ihnen neues Leben. Ein Gespräch darüber, warum der Grundriss eines Altbaus der Masterplan für die Zukunft ist und wir bald keine offenen Küchen mehr haben werden

Interview — Verena Richter



Ana Vollenbroich (l.) ist Philosophin und Juristin, Annelen Schmidt-Vollenbroich Architektin. Eine gute Kombination. Denn das Zusammenleben von Menschen gestaltet sich interdisziplinär

Foto: Adit, omnient. Unt esci reprovit voluptibus quas doluptatem. Ut iditae. Oluptam quo

Tischgespräch *Zurück in die Zukunft*

Was darf bleiben, was muss weg, damit das Wesentliche freigelegt wird? Das ist nur eine der ganz großen Fragen, mit denen sich das Architektur- und Entwicklungsbüro „Nidus“ (Latein: „Nest“) von Ana Vollenbroich und Annelen Schmidt-Vollenbroich beschäftigt. Seit 2016 arbeiten die beiden mit ihrem Team in einer ehemaligen Armaturfabrik in Düsseldorf. Und der Standort ist Programm. Denn ihr Spezialgebiet ist Bauen im Bestand. Wie zwei Archäologinnen kommen sie der Geschichte alter Gebäude auf die Spur und übersetzen sie ins heute.

SALON: Wie muss ein Altbau aussehen, damit er Ihr Interesse weckt?

NIDUS: Er muss die Möglichkeit bieten, Bedürfnisse von heute abzubilden. Wir sanieren ja nicht zum Selbstzweck, sondern, um einen Bedarf zu decken. Deshalb gefallen uns Gebäude, die sich öffnen lassen für neue Nutzungen.

Was sind das für Gebäude?

Besonders flexibel ist der Grundriss eines klassischen Altbaus. Weil er sich dadurch auszeichnet, dass viele gleichberechtigte Räume existieren. Da reicht es oft, ein Zimmer anders zu möblieren und schon kann man es anders nutzen.

Ein Beispiel für unflexible Gebäude?

Dazu können Bauten aus Stahlbeton zählen. Häufig sind die Gebäude monofunktional geplant, ihre kreuzweise gespannten Decken lassen Grundrissanpassungen oft nicht zu. Im Gegensatz zu einer klassischen Holzbalkendecke sind Eingriffe weitaus aufwändiger. Diese Bauweise ist nicht selten dem Zeitgeist der 80er- und 90er-Jahren geschuldet. Damals setzte man auf unbegrenztes Wachstum, Veränderungen waren kaum ein Thema. Heute hingegen verändert sich die Gesellschaft rasant, darauf reagieren wir Architekten.

Anders als ein klassisches Architekturbüro arbeiten Sie ohne Bauherrn.

Ja, wir haben niemanden, der sagt: Hier brauche ich unbedingt eine Badewanne oder ein Ankleidezimmer. Deshalb denken wir uns einen fiktiven Bewohner aus.

Wie sieht der aus?

Das hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zum Beispiel davon, wie die Nachbarschaft des Hauses ist und die gewachsene Struktur des Ortes. Manchmal gelingt es uns auch, Teammitglieder, Freunde oder Verwandte als ideale Bewohner zu identifizieren. Die werden dann intensiv befragt.

Ist das Bauen ohne Bauherrn mit ein Grund dafür, dass Flexibilität in Ihrer Arbeit eine so große Rolle spielt?

Ja, da wir nicht wissen, wer später einmal einziehen wird, wollen wir eine Bühne bieten, auf der sich ganz unterschiedliche Lebensstile entfalten können. Freiräume.

Angenommen, Sie haben ein Haus gefunden, das Ihren Anforderungen entspricht. Wie geht es weiter?

Da die Gebäude oft einige Renovierungswellen hinter sich haben, tragen wir quasi Zeitschichten ab. Ich glaube, das kennt jeder, wenn hinter der Raufasertapete die 70er-Jahre-Tapete und dahinter eine noch viel ältere Zeitung sichtbar wird. Und während dieses Prozesses fragen wir uns: Wo steckt denn hier eigentlich der Charakter des Hauses? Natürlich entsteht der auch durch Überlagerung, aber es gibt immer eine Substanz oder eine Idee, die alles trägt. Und auf der bauen wir auf.

Wie muss man sich das vorstellen?

Wir versuchen ein Gefühl für das Gebäude zu entwickeln. Das funktioniert zu einem, indem wir uns oft und lange Zeit darin aufhalten, zum anderen, indem wir viel recherchieren. Was für ein Haustypus ist es? Wie entstand es? Warum? Wer war der Architekt? Wer der Bauherr? Was hat dazu geführt, dass das Haus genauso geworden ist und nicht anders? Bei all dieser, man kann schon fast sagen, archäologischen Arbeit, sehen wir uns allerdings nicht als klassische Denkmalschützer.

Warum nicht?

Weil wir nicht museal rekonstruieren möchten. Im Gegenteil, wir wollen Gebäude so gestalten, dass man sie auch in Zukunft gut nutzen kann, ohne ihnen dabei ihre Authentizität zu nehmen.

Wie geht das?

Indem wir das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen und uns von letzterem verabschieden.

Könnten Sie ein Beispiel nennen?

Nehmen wir das Typenhaus in Ostfriesland, an dem wir gerade arbeiten. Es liegt mitten in einem Naturschutzgebiet direkt an der Küste und wurde in den 60er-Jahren als Landarbeiterhaus erbaut. Gar nicht pittoresk, sondern auf die Grundbedürfnisse reduziert, mit einem kleinen Stall-Gebäude für die Selbstversorgung. In der Baubeschreibung steht: für ein Schwein, drei Hühner, eine Kuh. Von seiner Art gibt es dort viele Häuser in der Umgebung. Es hat einen kleinteiligen Grundriss und eine sehr verspielte Treppe. Beides ist original, aber wir finden, die Treppe verklärt den Grundriss, sie lenkt von der eigentlichen Struktur ab. Deshalb werden wir sie entfernen und durch eine neue ersetzen. Wir wollen nicht zeigen, wie man hier einmal gewohnt hat, sondern dass ein kleines Arbeiterhaus auch als Wochenendhaus funktionieren kann, und zwar mit nur wenigen Eingriffen.

Was ist die schönste Geschichte, die Ihnen bei Ihren vielen Gebäude-Recherchen untergekommen ist?

Eine persönliche. Wir haben das 50er-Jahre-Wohnhaus des Düsseldorfer Architekten Bruno Lambert, in dem er auch sein erstes Büro gegründet hat, von seiner Witwe gekauft. Sie führte uns durch das Haus, zeigte uns, wo welche Möbel standen, erzählte uns von damals. Dieser private Zugang war wunderbar. Vor kurzem schrieb sie uns, sie glaube, dass ihr Mann erfreut darüber wäre, dass wir das Haus, das ihm sehr viel bedeutete, fit für die Zukunft gemacht hätten. Das hat uns sehr berührt.

Viele Ihrer sanierten Villen stehen im Düsseldorfer Stadtteil Kaiserswerth, etwa das gleichnamige Stadthaus, das mit dem Best Architects Award 21 ausgezeichnet wurde und als eines der „Häuser des Jahres 2021“ nominiert ist. Jetzt haben Sie sich dort auch an einen Neubau gewagt. Wie gingen Sie vor? >

Tischgespräch

Zurück in die Zukunft

Das Grundstück eines von uns sanierten Doppelhauses aus dem Jahr 1912 war so groß, dass es eine Neubebauung zuließ. Dort haben wir den Typus Doppelhaus ins Heute übersetzt. Bei der Gestaltung der Fassade stand ebenfalls die Nachbarschaft Pate, etwa die denkmalgeschützte Diakonie, zu der die alten Doppelhäuser gehörten. Das Gelände ist geprägt von romanischen, gotischen Elementen, von großen Gesten. All diese Motive komponierten wir zu einem Fassadenbild. Und auch der geschlemmte Backstein ist typisch für die Bestandsarchitektur in Kaiserswerth.

Haben Sie sich bei dem Neubau auch an einem Altbaugrundriss orientiert?

Ja, der Grundriss hat eine klare Tragstruktur und nutzungs offene Räume. In einem neuen Projekt gehen wir noch weiter: Hierfür haben wir den demokratischen Grundriss entwickelt. Er besteht aus vielen gleich großen Räumen, die man miteinander verbinden kann, um ein fließendes Raumgefühl zu erzeugen. Eine Familie mit drei Kindern braucht mehrere in sich abgeschlossene Zimmer. Ziehen die Kinder aus, verstauben die Räume und werden höchstens zu Weihnachten bespielt. Dann ist es sinnvoll den Grundriss zu öffnen.

Was können wir noch von Altbauten für die Zukunft lernen?

Wenn wir im Bestand arbeiten, finden wir häufig sehr gute Qualität. Etwa Dachstühle mit Zimmermannsverbindungen, die über Jahre entwickelt wurden. Darauf wollen wir auch bei Neubauten zurückgreifen: auf Handwerksarbeit, Konstruktionen und Materialitäten, von denen wir wissen, dass sie langlebig sind.

Was bedeutet das für das Interior?

Ein Rückgriff auf natürliche Materialien. Zum Beispiel auf Vollholzdielen. Die lassen sich zig-mal abschleifen und sehen trotzdem tipptopp aus. Hier greift die Minimalismus-Maxime: weniger ist mehr. Je weniger Materialien verwendet werden und je konsistenter die Konstruktion, desto weniger unterschiedliche Gewerke muss man koordinieren und desto weniger Fehler entstehen in der Ausführung.

Sie sagen, Architektur sei der Spiegel der Gesellschaft? Inwiefern?

Architektur drückt immer den Zeitgeist einer Gesellschaft aus. Ob im ökonomischen oder kulturellen, politischen oder ökologischen Sinne. Unsere Gebäude erzählen uns eine Geschichte über ihre Ent-

stehungszeit, ihre Bewohner, den gesellschaftlichen Status und vieles mehr. Früher, als Hausangestellte für die Abläufe zuständig waren, spielten die Funktionsräume eine untergeordnete Rolle im Wohngrundriss, die Repräsentation stand im Vordergrund. Heute ist die Repräsentation gegenüber der privaten Nutzung in den Hintergrund gerückt.

Woran machen Sie das fest?

Zum Beispiel an den Wohnbereichen, deren Planung sich auf einen Fernseher ausrichten. Und daran, das Schlafzimmer und Bad im Grundriss eine viel größere Bedeutung bekommen haben. Aber gerade in den letzten Monaten gibt es Tendenzen, die darauf schließen lassen, dass das Repräsentative zurückkommt.

Welche Tendenzen sind das?

Etwa, dass die Grenzen zwischen Privatem und Beruflichem aufweichen, allein schon wegen des allgegenwärtigen Home Office. Außerdem wächst der Wunsch nach einem größeren Wohn- und Essbereich auf Kosten der offenen Küche mit Block. Sie wird kleiner, wieder zu einer Zeile. Das gemeinsame Kochen als Event weicht dem gemeinsamen Essen.

Was verändert sich noch?

Wie in Altbauten wird auch nun wieder auf Verkehrsfläche verzichtet. Statt über Flure erschließen sich Zimmer über einen zentralen Raum, meist das Esszimmer.

Woran liegt dieses Comeback?

Weil die Tischkultur wieder ein wichtiger Aspekt geworden. Es werden Einladungen ausgesprochen, die nicht mehr nur privat sind. Schön, wenn die Gäste dann nicht erst durch die ganze Wohnung müssen, um im Esszimmer zu landen. Zudem sollte das Wohnzimmer so anschließen, dass man zwischen den Gängen des Menüs auf ein Getränk ins Wohnzimmer wechseln kann. Ebenfalls ein schöner Retro-Trend.

Unsere Autorin ist selbst gerade in ein altes Haus mit viel Geschichte gezogen. Es ist schön, aber seinen wahren Charakter hat noch kein Architekt zur Entfaltung gebracht

Neubau als Collage: Wie ein Bild komponierten die Architektinnen die Fassade der Stadthäuser Sankt Görres - aus prägenden Elementen der historischen Nachbarschaft

